Bezugs-Preis
für die Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 546. **Montag** den 26. October 1896. **90. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Versteigerung.

Dienstag, den 27. October d. Js., 10 Uhr Vormittags
sollen im Versteigerungsraume des Königl. Amtsgerichts allhier 1 Partie verschied. Möbel, 1 großer Posten bessere Herrenkleiderstoffe, 1 Partie Kurzwaaren, 15 Kilo Daunenfedern, 5 Stück Handtuchleinen, 1 Cassencontrolapparat, 6 Decimalwagen, 4 große Regulirsäulen, 4 Kochöfen, 4 Blumentische von Eisen, 1 Eisschrank, 3 Fliegenschränke, 2 Blechscheeren, 2 Aufwaschapparate, verschiedene Schreibpulte, 2 Pianinos, 2 Geldschränke und verschiedene andere Gegenstände, unter Anderem eine Actie der Leipziger Creditbank, öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden.
Leipzig, den 24. October 1896.
Der Gerichtsvollzieher des Königl. Amtsgerichts.
Secr. Thierbach.

Versteigerung.

Mittwoch, den 28. dies. Mon. Vorm. 10 Uhr sollen im Versteigerungsraume des Königl. Amtsgerichts verschiedene Möbel, 1 Regulatoruhr, Bilder, 1 Bettstelle mit Matratze und 4 Weinkühler versteigert werden.
Leipzig, den 22. October 1896.
Sekretär Trauer.

Socialistische Jugendlectüre.

Von Erich Alnus.

Nachdruck verboten.

Schon in früher Jugend wurde mir der Unterschied zwischen guter und schlechter, zwischen belehrender und schädigender, zwischen segen- und verderbenbringender Jugendlectüre klar. Im Vaterhause wurde uns Kindern regelmäßig zu Weihnachten ein nützliches Buch unter den Christbaum gelegt, auch versorgten uns Freunde und Kameraden mit Lesestoff. Außerdem konnten die Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren aus einer trefflich ausgestatteten Schülerbücherei ihr Lesebedürfniß befriedigen. Lebhaft und dankbar erinnere ich mich, wie Chr. v. Schmid'sche Erzählungen, Bändchen der Hern'schen Jugendbibliothek, Grimm's Märchen, Siegismund Rüstig u. A. m. die jugendliche Phantasie anregten und wie manches aufgenommene Bild in den Träumen aus- und weiter gesponnen wurde. Aber auch an einzelnen aufregenden Indianergeschichten und Räuberromanen im Stile des Rinaldo Rinaldini wurde verstohlen genascht, bis die ernsten Vorstellungen und Ermahnungen des Vaters derartige Erzeugnisse für immer verbannten. Den verderblichen Einfluß einer anderen Art Lesestoff konnte ich an gleichalterigen Schulkameraden beobachten.

Es war an einem der ersten Sedantage, die das deutsche Volk in nahezu einmüthiger Begeisterung feierte. In meiner Vaterstadt hatten zwei oder drei Knaben aus der Nachbarschaft weder an der Schulfeier am Morgen noch am Kinderfest am Nachmittag auf dem Anger Theil nehmen dürfen. In der Begeisterung und Aufregung, ob die Declamation „Vom Bodensee bis zum Meeresgestade" . . . glücklich von Statten gehen werde, hatte ich das Fehlen der Schulkameraden nicht bemerkt. Als ich aber am Abend die Kameraden auf einem Wiesenwege der Stadt sich nähern sah, ging ich ihnen entgegen und fragte sie erstaunt, warum sie nicht „mitgemacht" hätten. Das Gespräch mit den sonst so munteren und freundlichen Kameraden war durchaus nicht erquicklich. Aus ihnen sprach an jenem Abend ein fremder Geist. Sie schimpften weidlich, sie redeten viel von dem Kriege, der „gemacht" worden sei, sie sprachen sogar wider das Militair, und doch hatten sie noch vor wenigen Wochen „Soldatens" gespielt und „Ritter und Bürger", und wie hatten sie eifrig Schilde und Schwerter, Flinten und Fahnen fertigen helfen!

Woher das unkindliche Raisonniren und altkluge Reflectiren? Ein Spielgenosse verrieth, wer ihm den Kopf verkehrt hatte. Ein socialdemokratisches Organ war die geistige Mutter der vorgetragenen Gedanken gewesen. Sie hatten da am Abend beim Vorlesen des Blattes gehört, daß Bismarck den „Krieg gemacht habe"; sie hatten auch vom „Baume der Erkenntniß" gegessen. Was ich gegen ihre Behauptungen aus dem Geschichtsunterrichte und aus der gehörten Festrede an Beweismaterial anführte, wurde belächelt; innerlich entfremdet gingen wir von einander. Das ist eins der wenigen im Gemüthe haften gebliebenen trüben Erinnerungsbilder aus der Kindheit.

Die Socialdemokraten hatten bis vor wenigen Jahren genug zu thun, ihre politische Tagespresse zu organisiren und die erwachsenen Glieder ihrer „Gemeinde" mit den Ergebnissen ihrer tendenziös gefärbten Wissenschaft zu füttern. Auf dem Hallenser Parteitage wurde die Losung ausgegeben: „Unter die Jugend! Jugendschriftsteller unter den Genossen an die Gewehre!" Man durfte gespannt sein, was sie der heranwachsenden Jugend für geistige Kost reichen würden.

Die Heimath unseres Schiller, des Lieblings der deutschen Jugend, brachte die erste socialdemokratische Jugendschrift auf den Büchermarkt; die Stadt, in der eins der besten und gelesensten Jugendblätter (Weitbrecht's Jugendblätter) erscheint, in der die Werke unserer größten Dichter erschienen, wurde auch die Gründungsstätte des neuesten Zweiges der zeitgenössischen Litteratur. Es erschien im Herbst 1893 ein Bilderbuch für große und kleine Kinder in J. H. W. Dietz' Verlag; in den beiden nächsten Jahren erschien je ein neues Bilderbuch. Die norddeutschen Genossen wollten nicht zurückstehen. Im Verlage von Hans Baake, Berlin S., City-Passage, erschien „Märchenbuch für die Kinder des Proletariats", in A. Hoffmann's Verlag, Pankow: „Arm und Reich, der Arbeit ABC", im Verlag der Expedition des „Vorwärts": „Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariats herausgegeben von Emma Adler. Berlin 1895." Außerdem sind noch die zwei Theile des „Lesebuches für Kinder aufgeklärter Eltern von Theobald Werra, Leipzig, Ernst Wiest", zu nennen; von der geplanten „Schulwacht", durch die besonders dem Lehrer auf die Finger gesehen werden soll, hat noch keine Nummer das Licht der Oeffentlichkeit erblickt.

Was die „Genossen" mit der eigenen Bearbeitung von Jugendschriften erreichen wollen, ist aus den acht bis jetzt erschienenen Werken klar und deutlich zu erkennen.

Wie sie wirken und ob ihr Vorhaben gelingen wird, ist eine zweite Frage.

Was wollen und sollen die socialistischen Jugendschriften?

Die Jugend soll durch sie angeleitet werden, von früh auf in den Bahnen zu wandeln, die zielbewußte Genossen als das Ideal, als den Weg zur neuen goldenen Zeit betrachten. Versetze man sich auf Augenblicke in den Zukunftsstaat. Die Friedensglocken läuten, der Krieg ist abgeschafft, die neue Zeit steht unter dem Zeichen der Arbeit, die rohen zerstörenden Gewalten sind verdrängt und vernichtet, Eintracht und Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit küssen sich, wie es Bellamy's Rückblick schildert.

„Nicht die Eroberer und Menschenschlächter, sondern die Beschützer und Wächter wahrer Menschlichkeit, die Förderer der Kunst und Wissenschaft sollen die idealen Gestalten der Zukunft abgeben.

Diesen neuen Geist soll das Lesebuch pflegen: In diesem Sinne wird es wohl sehr vereinzelt dastehen und mit Freuden von allen aufgeklärten Eltern aufgenommen werden. Was an Lesebüchern vorhanden ist, zielt nur darauf ab, die Kinder für politischen und religiösen Fanatismus, für den alten Geist zu erziehen. Diese Bücher strotzen von Kriegsgeschichten und Kriegshelden, von fanatisch religiösen Einseitigkeiten und lehren Alles, nur keine wahre Sittlichkeit, wahre Menschenliebe und am allerwenigsten die nothwendigste aller Tugenden, die der Duldsamkeit, der Toleranz, ohne die es nie besser auf Erden wird." (Theod. Werra, I. Theil des Lesebuches.)

Wie erhaben, wie vielverheißend! Wer so genau die Lesebuch- und Jugendliteratur kennt wie Werra, muß doch wissen, was den Kindern frommt.

Consequent ist darum in allen Schriften vermieden, von Vaterland und Religion, Thron und Altar, Liebe und Vertrauen zu Gott, Dankbarkeit gegen Menschen und Glaube an Gott zu sprechen.

Doch treten wir näher, lassen wir den neuen Geist, der aus den neuen Jugendschriften entgegen weht, auf uns wirken! Prüfen wir möglichst unbefangen und vorurtheilsfrei! Die Hoheit des unschuldigen und reinen Kindergemüthes soll uns den Maßstab liefern, mit dem wir zu messen haben.

In dem einleitenden Widmungsgedichte zu dem Dietz'schen Bilderbuche 1893 heißt es zum Schluß:

Ein Buch, das tröstend das Gemüth erhebt
Und Wahrheit bringt den Alten wie den Jungen,
Wir haben es in treuem Müh'n erstrebt,
Doch treuer Müh'n ist öfter schon mißlungen.
Ob's diesmal uns gelang, in Ernst und Scherz
Die rechten Saiten spielend zu erregen —
Das weiß das Volk nur, dem ans gold'ne Herz
Das schlichte Buch vertrauensvoll wir legen.

Die Wahrheiten, welche durch die gebotenen Gedichte, Erzählungen, Märchen und naturkundlichen Skizzen, sowie durch meist geschmackvolle farbige und uncolorirte Bilder den Eltern und ihren älteren Kindern ans Herz gelegt werden, beziehen sich meist auf das sociale und das Familienleben. Es kann den drei im Dietz'schen Verlage erschienenen Bilderbüchern nachgesagt werden, daß sie zur Erziehung und Gewöhnung an sociale Tugenden beitragen.

Das in Nr. 5 Jahrg. 1894 der „Jugendschriften-Warte" enthaltene Urtheil der dreizehn vereinigten Ausschüsse zur Beurtheilung von Jugendschriften sagt ganz zutreffend: „In einer großen Zahl von Familien wird es für ältere Kinder, für Vater und Mutter ein Schatz sein, der also kein Unheil anrichten wird; denn neben aller Tendenz durchweht seine Blätter ein Hauch edelster Menschenachtung, so daß auch der Gegner das Buch nicht ganz ohne Anerkennung aus der Hand legen wird."

Nur zwei Beispiele, wie nach Inhalt und Form Anmuthendes, echt Kindliches und Belehrendes geboten wird. Frida, die stets brav und fleißig gewesen, hat vom Weihnachtsmann eine schöne Puppe bekommen.

„War gar eine schöne Puppe,
Hatte goldig blondes Haar,
Offnen oder schließen konnte
Sie ihr blaues Augenpaar.
Frida hat sie froh empfangen,
Hat gebetet sie und geküßt,
Bis sie neben ihrer Puppe
Endlich eingeschlafen ist.
Als nach Stunden sie erwachte
Zog die Mitternacht herauf.
Und — o Wunder — sich die Puppe
Schlug von selbst die Augen auf.
Ward lebendig, und sie sagte:
„Sei nicht bange, liebes Kind,
Giebt es doch so viele Mädchen,
Welche nichts als Puppen sind.
Die voll Eitelkeit sich zieren
Und mit Putz nur schmücken sich,
Statt im Guten sich zu üben,
Puppen sind sie, so wie ich.
Die das Lernen ängstlich meiden,
Das den Kindern dient zum Wohl,
Deren Köpfe bleiben immer
Wie die Puppenköpfe hohl.
Die nur Lust und Kurzweil treiben
Und verlernen ihre Pflicht,
Die Gemüth und Herz nicht bilden —
Mehr als Puppen sind sie nicht.
Du jedoch sollst Besser'res werden,
Keine todte Puppe sein,
Drum vermeide solche Fehler,
Präg' dir meine Worte ein!"
Als die Puppe dies gesprochen,
Ward sie wieder stumm und still,
Frida wundert sich noch heute,
Daß sie nicht mehr sprechen will.
Doch der klugen Puppe Lehre
Stets ihr im Gedächtniß blieb,
Und es hat die kleine Frida
Ihre Puppe doppelt lieb."

Am Scheidewege. Es war um die Osterzeit. Max, ein blühender Knabe von 14 Jahren, sollte in wenigen Wochen aus der Schule entlassen werden. Er weiß nicht, für welchen Beruf er sich entscheiden soll. Da geht er, in tiefes Nachdenken versunken, eines Tages in den Wald; er bemerkt nicht, daß die Gegend immer einsamer wird. In einer Felsöffnung treten ihm zwei Frauengestalten entgegen. Die eine zeigte in ihrem Wesen Anstand und Würde, sah dabei aber dennoch bescheiden aus. Sie trug ein einfaches reines Kleid, das zu ihrer sittsamen Haltung paßte. Die andere trug prächtige Kleider, hatte aber ein gemeines, rohes Gesicht, das durch stark aufgetragene Schminke nur noch abstoßender erschien. Aus ihrer ganzen Haltung sprachen Eitelkeit und Gefallsucht.

Nicht Tugend und Laster, wie man erwartet, sind es, die den Knaben zur Entscheidung drängen, sondern die Mammonsgöttin und die Arbeit. Gewiß ganz modern und vom Standpuncte der Socialdemokratie aus zu verstehen. In Wort und Bild ist das Verlockende der Mammonsgöttin und die Hoheit der Arbeit, die den Knaben für sich gewinnt, dargestellt.

Zu wahrer, reiner Menschlichkeit suchen die Verfasser die Leser zu begeistern, aber, so fragen wir, sind denn die Knospen am Baume der Menschheit nicht in erster Linie Kinder werdende Menschen? Muß für sie nicht als erstes und oberstes Ziel lauten: Erhaltung und Wahrung reiner, echter Kindlichkeit? Müssen sie sich nicht zuerst im Kreise der Familie unter den Geschwistern, den Kameraden und Gespielen bethätigen? Müssen sie nicht, ehe sie die Welt und Menschen kennen und verstehen lernen, die Scholle, die Heimath lieb haben und kennen lernen, oder dürfen sie nicht als deutsche Kinder deutsch denken und fühlen? Hören wir, was uns „Hüben und Drüben" (Bilderbuch I) erzählt!

Die Grenze und die Thätigkeit der Grenzwächter zwischen Frankreich und Deutschland werden geschildert — ob Elsaß-Lothringen deutsches Land ist, erfährt man nicht —, und dann eine Satyre über den Begriff Vaterland losgelassen.

Der Schlagbaum war auf der einen Seite schwarz-weiß-roth, auf der andern blau-weiß-roth angestrichen, und auf einem großen Schild stand an einem Hause „Deutsches Reich", an dem andern „République française". Die Grenzwächter hatten zwar Hüten und Mützen verschiedene Uniformen, in ihrem unfreundlichen Wesen aber waren sie gleich; die einen sprachen zwar französisch, die andern deutsch, den Wanderer aber behandelten sie gleichmäßig wie einen Spitzbuben, der sie zu betrügen sucht; die einen hatten zwar Bajonette, die andern Schnurrbärte und spitze Kinnbärtchen, aber die Körbe der Marktweiber durchwühlten sie mit dem gleichen Eifer.

Den Menschen, die von Osten oder von Westen her die Grenze überschritten, war es äußerlich nicht anzusehen, ob sie aus dem deutschen Reich oder aus der französischen Republik kämen; sie sprachen gewöhnlich in Deutschland deutsch, in Frankreich französisch, denn sie hatten, wie überall an den Grenzen, beide Sprachen gelernt, sie wußten selbst nicht wie.

Abends, namentlich aber Sonntags, gingen viele Männer und junge Burschen hinüber in das erste französische Dorf und tranken dort rothen Wein, die Franzosen aber kamen herüber nach Deutschland und tischten sich im ersten deutschen Dorfe das braune Bier mit dem weißen Schaum gut schmecken, und wenn dann Deutsche und Franzosen plaudernd, rauchend und trinkend beisammen saßen, waren sie ein Herz und eine Seele, und es war sehr schwer, sie von einander zu unterscheiden.

Nun passirte aber zuweilen etwas ganz Merkwürdiges. Wenn die Männer, von denen manche Narben im Gesichte trugen, und die jungen Burschen ein Glas mehr als nöthig getrunken hatten, fingen die aus Frankreich an zu singen: „Allons, enfants de la patrie!" und die aus Deutschland sangen dann regelmäßig: „Sieh' Vaterland, magst ruhig sein?" und schrien noch etwas mehr als die Franzosen; diese fingen bei dem Worte „patrie" vor Eifer an zu krähen, und die Deutschen nahmen bei dem Worte „Vaterland" den Mund so voll wie nur möglich, und das war um so sonderbarer, als „patrie" und „Vaterland" ein und dasselbe bedeuten. Dann flogen spitze und anzügliche Bemerkungen herüber und hinüber, und darüber bekamen dann Deutsche und Franzosen rothe Köpfe, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und manchmal sogar schlugen sie mit ihren Fäusten sich auf die Köpfe.

Das war gewiß sonderbar, noch sonderbarer aber war es, daß die Kinder, wenigstens die Buben, früh schon anfingen, über „patrie" und „Vaterland" allen Ernstes in die Haare zu gerathen. Die französischen Väter hatten ihren Jungen erzählt, es sei die größte Ehre, dem ruhmreichen französischen Volke anzugehören, und die Deutschen hätten viereckige Holzköpfe und seien viel, viel dümmer als die Franzosen; die deutschen Väter aber sagten ihren Buben, ein Franzose sei ein liederlicher Prahlhans und Windmacher; das mächtigste Volk auf Erden seien die Deutschen, die ihr altes Reich

Feuilleton.

Migräne.

Humoreske von B. W. Zell.

Nachdruck verboten.

Sie waren nun schon mehr als drei Monate verheirathet. Trotzdem erklärte Assessor Hartig jeden Tag, der dem glücklichen Paare heranzog, daß er eigentlich tollköpfig verliebt in seine kleine Frau sei, mehr noch denn als Bräutigam — falls dies überhaupt im Bereich der Möglichkeit läge!

Sie war aber auch allzu lieb und süß, die blonde Hanna mit der zierlichen Figur und dem feinen Kindergesichtchen. Und dabei so reizend frauenhaft und mütterlich, wenn es vorläufig ja auch nur der Gatte war, den sie nach Kräften verzog und verhätschelte. Wer hätte je gedacht, daß das verwöhnte Prinzeßchen so wirthschaftstüchtig sein und sich nicht nur eingehend um den Haushalt kümmern, sondern auch mit den kleinen Händen selber wacker zugreifen würde! Sogar das Kochen besorgte sie höchstselbst und erlaubte der Köchin nur, ihr dabei hilfreiche Hand zu leisten.

Freilich war Hanna's Hausfrauentugend auch zugleich ihre Schwäche. Gerade, weil sie ihre Pflichten so ernst nahm und stets die unfehlbare Herrin im Gebiete des Haushaltes sein und bleiben wollte, gerieth sie häufig mit den Mädchen aneinander, die manches besser zu verstehen meinten als so ein junges Frauchen. Das aber vertrug die kleine Frau Assessorin nicht, und wo sie je auf dergleichen Rebellion stieß, kündigte sie dem Mädchen sofort. Und so geschah es, daß in den sechs Wochen eigener Wirthschaftsführung bereits das siebente Mädchen im Hause war.

Das junge Ehepaar hatte noch keine Besuche gemacht, sondern bis jetzt ganz sich selber gelebt. Aber gerade als das achte Mädchen angezogen war und der junge Hausherr es mindestens etwas unbequem, wenn nicht gar peinlich empfand, schon wieder eine polizeiliche Ab- und Anmeldung in doppelten Exemplaren ausfüllen zu müssen, erhielt er einen Brief seines Vetters Alfred, der eben von einer italienischen Reise heimkehrte, den Weg über Berlin nahm und darauf „brannte" — wie er schrieb — das neue Bäschen kennen zu lernen.

„Am liebsten wäre ich ja unangemeldet bei Euch eingeschneit und hätte à la fortune du pot einen Löffel Suppe mitgegessen. Aber eine so junge Hausfrau, wie Deine Hanna es ist, könnte das in Verlegenheit bringen. Da meine ich denn, es ist das Beste, Du besuchst mich heute erst im Hotel Reichshof und meldest mich Deiner gewiß reizenden Hausehre für morgen feierlich an!"

„Mein guter, lieber Fred!" sagte der Assessor ganz gerührt, nachdem er dies Schreiben, wie alle nichtamtlichen, laut vorgelesen. „Immer rücksichtsvoll, immer auf Alles bedacht —"

Frau Hanna aber zog ein Mäulchen.

„Es hätte mich aber gar nicht in Verlegenheit gesetzt, wenn Dein Fred ungemeldet erschienen wäre", grollte sie. „War unsere Kartoffelsuppe heute nicht ausgezeichnet und das Filet auch?"

„Aber selbstverständlich, Liebchen! Und doch ist's besser, er kam heute nicht; denke doch, das funkelnagelneue Mädchen, das mir übrigens nichts weniger als gewandt aussieht —"

Frauchen nickte seufzend.

„Und vielleicht kaum weiß, wie man einen Gast eintreten läßt und meldet —"

„Da hast Du recht! Und was hätte Dein Vetter von mir und meiner Haushaltungsführung für einen Begriff bekommen, wenn das nicht Alles tadellos verläuft!"

„Nun also, Herzlieb. Und darum ist's am besten, ich gehe heute noch einmal hin und Du benutzest die Zeit meiner Abwesenheit, dem neuen Hausgeist ein wenig auf den Zahn zu fühlen."

„Du kommst doch aber bald wieder, Heinz?"

„Natürlich. Zum Abendthee bin ich wieder da."

„Es ist das erste Mal, daß Du allein ausgehst, Schatz, ohne daß Dein Amt Dich ruft," sagte sie feierlich mahnend.

„Ja, Kind, einmal muß es doch das erste Mal sein," entgegnete er leichtfertig, küßte ihr alle ferneren Unheilsprophezeihungen von den rosigen Lippen und ging.

Frau Hanna stand noch ein Weilchen, überlegte die Speisenfolge des morgenden Mittagessens und begab sich dann zur Küche, das neue Mädchen auf das große Ereigniß des ersten Gastes vorzubereiten.

„Kochen werde ich selber," sagte sie wichtig. „Damit haben Sie nichts zu thun — wissen Sie aber auch, wie man einen Gast einführt und meldet?"

„Aber gnädige Frau, Besuche kommen doch allerwegen," meinte Minna etwas beleidigt.

„Gewiß. Dennoch möchte ich Ihnen sagen und zeigen, wie es in meinem Hause damit gehalten wird. Da sehen Sie einmal — hier die silberne Schale auf der Spiegelconsole im Vorflur ist dazu da, die Visitenkarte aufzunehmen, durch welche der Fremde sich melden läßt. Diese Karte bringen Sie mir, nachdem Sie den Gast sehr höflich gebeten haben, ein wenig zu verziehen. Dann führen Sie ihn, vorausgesetzt, daß ich den Besuch annehme, in den Vorflur, schließen sehr leise die Thür und sind beim Auskleiden behilflich."

„Beim Auskleiden?"

„Natürlich! Herren müssen doch den Paletot ablegen, bevor sie eintreten."

„Ach so — ja freilich, Frau Assessor."

„Dann öffnen Sie die Thür zum Empfangszimmer und bitten wieder sehr höflich, dort eintreten zu wollen."

„Schön, gnädige Frau. Was kommt nun?"

„Damit sind vorläufig Ihre Obliegenheiten erfüllt und Sie haben sich, wenigstens morgen, schleunigst wieder in die Küche zu begeben, damit das Essen nicht inzwischen anbrennt."

Hinter der brodelnden Theermaschine saß am zierlich gedeckten Tisch Frau Hanna und studirte eifrig das Kochbuch. Es war acht Uhr, Heinz mußte jeden Moment eintreten. Als sie sich eben in die Schöpfungsgeschichte eines Weinpuddings vertieft hatte, schreckte ein tönender Schlag der Uhr sie auf — was, schon halb Neun und der sonst so pünctliche Gatte noch nicht da? Erregt blättert sie weiter und liest confuses Zeug durcheinander, ohne es zu verstehen — wo er nur bleibt?

Zehn Uhr! Sie liegt schluchzend im Sessel. Es mußte sicher ein Unglück passirt sein — was kann in der Großstadt nicht Alles geschehen? Ob man der Polizei Meldung machte? Sie rang die Hände in maßlosem Jammer; das, das schon nach drei Monate glücklichster Ehe!

Elf! Nun hilft nichts mehr, sie muß hinaus in die Nacht, den Verschwundenen suchen. Am ganzen Leibe zitternd hüllt sie sich draußen im Vorflur in einen Mantel, zieht Kapuze und Schleier über's Gesicht, ganz wie sie das immer in Romanen gelesen, steckt den Hausschlüssel zu sich und wendet sich zur Thür. Da — was ist das? Draußen ein Schleifen, Tasten und Klirren am Thürschloß, als ob eine unsichere Hand sich vergeblich mühte, den Schlüssel an rechter Stelle einzuschieben — eine freudige Ahnung durchzuckt sie — Heinz! Sie reißt die Thür auf und wirft sich dem endlich Heimgekehrten mit einem unterdrückten Jubelschrei an den Hals. Der Unfall muß etwas stürmisch gewesen sein, denn Heinz schwankt so bedenklich dabei, daß beide beinahe die Treppe hinabgeflogen wären.

„Geliebteste — Engel!" stammelt der zärtliche Gatte. „Ich fürchtete, Du — Du würdest böse sein — und nun — dieser liebevolle Empfang —"

SLUB
Wir führen Wissen.